

Jean Pauls politische Schriften (2)

Tsuneyoshi, Norimi

Faculty of Languages and Cultures, Kyushu University : Professor : German Literature

<https://hdl.handle.net/2324/18602>

出版情報 : かいりす. (48), pp.1-16, 2010-11-30. かいりすの会
バージョン :
権利関係 :

Jean Pauls politische Schriften (2)

Norimi TSUNEYOSHI

0 . Einleitung

In diesem Aufsatz möchte ich Jean Pauls *Mars' und Phöbus' Thronwechsel im Jahre 1814* (1814) und *Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche* (1817) behandeln. Beide Schriften wurden in der Hanser-Ausgabe zusammen mit der *Friedens-Predigt an Deutschland* (1808) und den *Dämmerungen für Deutschland* (1809) als politische Schriften veröffentlicht. Da Jean Pauls Prosa heutzutage auch für deutsche Muttersprachler nur schwer verständlich ist, möchte ich zuerst den Inhalt der beiden Werke zusammenfassen und dann einige ausgewählte Probleme besprechen.

1 . Zum Inhalt

Mars' und Phöbus' Thronwechsel im Jahre 1814 ist eine kurze Flugschrift. Nach der Astrologie herrschte im Jahre 1813 der Mars und 1814 die Sonne. Am Silvesterabend 1813 erscheinen im Tanzsaal einer Stadt ein als Mars und ein als Apollo maskierter Mann. Beide sind in Begleitung eines Narren. Nachdem Mars verkündet, er habe in diesem Jahre Europa gerettet, zieht sein Narr schwatzhaft ein Resümee des zu Ende gehenden Jahres. Er behauptet, wir hätten zwar wegen der Franzosen Schaden gelitten und die Frauen seien beleidigt worden, aber der Feind sei jetzt besiegt. Der Narr des Sonnengottes hingegen spricht von der Zensur und der Abschaffung der Universitäten. Dann spricht der Narr des Mars von den dreierlei Lügen, besonders denen des Moniteurs. Das sind erstens die rein-erzählende Lüge wie der falsche Sieg, zweitens die lachende Lüge wie der Beitrag zu Europa und drittens die brechende Lüge wie die Vernachlässigung des Rheinbundes. Anschließend erzählt der Narr des Sonnengottes pedantisch vom Wiederaufbau Deutschlands durch die Erlebnisse harter Zeiten. Als er für die Zukunft des

Volks und der Zeit durch die Opfer der Jünglinge betet, schlägt es zwölf Uhr. Im Tanzsaal beginnen die Anwesenden, Neujahr zu feiern, und die Maskierten verschwinden unter einer Zauberr Rauchwolke. Zuletzt besingt eine verhüllte Gestalt „einen Regenbogen des Friedens“ nach allen „Blut- und Tränenströmen“.

Die *Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche* bestehen aus dem diskutierenden Teil und zwei satirischen Geschichten. Der Inhalt des diskutierenden Teils ist aus den Kapitelüberschriften leicht verständlich. So empfiehlt z.B. das Kapitel „Bürgerliche Ehrenlegionen oder Volkadel“ das Volk zu loben statt zu tadeln. Im Folgenden möchte ich den Inhalt der zwei Satiren kurz zusammenfassen.

Die Satire *Mein Aufenthalt in der Nepomuks-Kirche während der Belagerung der Reichsfestung Ziebingen* beschreibt die Geschichte des Krieges zwischen den kleinen Reichsdörfern Ziebingen und Diebsfehra. Die Dörfer besitzen auf ihren gemeinsamen Grenzen eine Gemeinhut. Nachdem bei einem starken Hagel einige Gänse verenden, treibt der Gänsehirt von Ziebingen alle noch lebenden Gänse in seine Festung. Dadurch kommt es zum Krieg. Der Kommandant von Ziebingen, ein Mann namens „Ich sterbe täglich und mein Leben“, lässt die Tore der Festung schließen, so dass ein Elefant, dessen Besitzer, der Buchhändler Stöcklein und Jean Paul eingeriegelt werden. Stöcklein will die Belagerung beschreiben und notiert alles, was Jean Paul äußert. Als die Bewohner von Diebsfehra Bomben abfeuern, flüchtet Jean Paul mit den Ziebingern in die Nepomuks-Kirche. Ein entwischter Tollhäusler pisst auf eine Bombe und macht sie „tot“. Jean Paul kauft für den Nachtstuhl einen auf der Innenseite zierlich geschmückten Topf, der Töpfer kann jetzt wegen des Beschusses keine guten Töpfe zur Verfügung stellen. Auch der Kommandant ist in die Kirche geflüchtet und rechtfertigt sein Bleiben mit den Worten, er wolle „Betstunde halten lassen“. Jean Paul erzählt dem Buchhändler vom Nutzen der Schmierbücher zum Verständnis des Zeitgeistes und vom Schicksal der Kritteleien gegen die Meisterwerke. In der ersten Nacht wird die Helferin beobachtet, wie aus ihrem Haus evakuiert wird. Sie ist stark herausgeputzt und trägt alle ihre Kleider auf einmal. In der zweiten Nacht machen die Ziebingen einen Ausfall.

Sie bemerken, dass einige Diebsfehraner durch das jetzt offene Tor eindringen wollen und erreichen es schließlich mit Mühe und Not. Ohne eigene Verluste können sie so den Sieg feiern. Jean Paul sieht einen Boten hinausgehen und hält vor dem Kommandanten und den andern Bewohnern eine Friedenspredigt. Der Bote kommt mit einem Boten von Diebsfehra zurück, und sie verkünden, dass beide Dörfer ihren Standort verlegen werden, bis Reichs-Gerichte die Sache entscheiden hätten. Um der Verlegungs-Zeremonie zuzuschauen, steigen Jean Paul und Stöcklein auf ein Fass und stürzen hinein. Stöcklein schreit „Feuer“, und beide werden gerettet.

Die Satire *Die Doppelheerschau in Großlausau und in Kauzen samt Feldzügen* erzählt von einem Krieg zwischen den kleinen Fürstentümern Großlausau und Kauzen. Ihr Nebentitel lautet „Eine Grotteske“. Der Fürst von Großlausau, Maria Puer, ist ein Herr von Glanz und Ehre, der willkürlich viele Untertanen in den Adelstand erhebt. Dagegen ist der Fürst von Kauzen, Tiberius 99, zwar kriegerisch-kämpferisch, aber schmucklos. In Großlausau leben hauptsächlich Schneider, in Kauzen Trödler. Die Leute mögen sich nicht. Einmal schlägt Tiberius eine Doppelheerschau vor, die wie ein Krieg aussehen solle. Bald laufen die Zurüstungen an. Puer liefert jedem seiner Soldaten einen Zopf und einen großen Hut und engagiert einen Schlachtenmaler. Tiberius steckt einen verrückten Trödler in die Montur und macht Affen zu seiner Generalität. Der Sieg der Heerschau soll dem gehören, der zuerst den Galgenberg erobert. Dort hängt ein Mann am Galgen. Das Heer von Kauzen verspätet sich, da es erst Würste aufaß, die aus dem brennenden Haus eines Fleischers herausgesprungen waren. So wird der Galgenberg zuerst von den Großlausern besetzt, aber sie werden von dem verrückten Trödler hart belagert und eingeschlossen. Gerade als das Heer von Kauzen die Haupttruppe von Puer mit den Affen angreift, kommt der eingeschlossene Flügel zur Hilfe. Es kommt zum Waffenstillstand, da gegessen werden soll. Da Puer aber Genugtuung für die Verletzten fordert, fängt nun der eigentliche Krieg an. Die Kauzer bemächtigen sich leicht der Hauptstadt von Großlausau. Die Großlausauer wollen ihre Hauptstadt zurückerobern, werden aber durch Feuerspritzen abgehalten, die der Verrückte in Stellung bringen ließ. Daraufhin dringen sie kurz entschlossen

in die Hauptstadt von Kauzen ein und schließen das Tor. Beide Fürsten lassen nun die Zeitungsschreiber der Städte kommen und aufschreiben, was sie wünschen. Der Krieg ist „nun vom Festland aufs Papier gespielt.“ Zuletzt beschließen beide Generäle, dass nur die Fürsten in den feindlichen Residenzen verbleiben, die Völker aber heimkehren sollen. Die Völker sind mit ihren Fürsten unzufrieden, und die Nachricht erreicht Napoleon. Aber bisher wurde in dieser kleinen Angelegenheit noch nicht entschieden.

2 . Zum Zeitgeist

Ursula Naumann beschreibt in ihrer Biographie über Charlotte von Kalb den damaligen Zeitgeist wie folgt: „Die politische Entwicklung macht Augusts Studium ein schnelles Ende. Im Winter 1812/13 sehen die Berliner die Reste von Napoleons in und an Rußland zerbrochener großer Armee durch ihre Stadt ziehen – ‚elende, von den gräßlichsten Wunden entstellte Krüppel, denen Hände, Arme, Füße fehlten oder durch den Frost gänzlich zerstört waren! Daß Gottes Hand so furchtbar treffe – das zitterte man, selbst den eigenen Augen zu glauben‘, schreibt ein Zeuge, der, wie fast alle Zeitgenossen, nicht im mindesten daran zweifelt, daß die Zerstörung und Niederlage ein Gottesgericht sei: ‚Mit Mann und Roß und Wagen/ hat sie der Herr geschlagen‘ sang man; der Herr war ein Verbündeter Preußens. Die Begeisterung für den ‚Freiheitskrieg‘, zu dem sich der König, bis zuletzt zögernd, nur sehr ungern bereit gefunden hat, ist ungeheuer. Einem Aufruf zur Meldung von Freiwilligen, (den Friedrich Wilhelm nicht unterschreiben möchte), folgen ganz Schulklassen. Von den 600 Studenten der Universität melden sich 258 zu den Waffen, unter ihnen auch August von Kalb. Körners Sohn Theodor, der im Leben mit seinen epigonalen Dichtungen in der Nachfolge Schillers wenig erfolgreich war, wird nach seinem ‚Heldentod‘ zur Symbolfigur dieser ganzen Generation kriegsbegeisterter Jünglinge durch seine fromm-patriotischen Kriegslieder (‚Leier und Schwert‘), die der Vater 1814 zu seinem Andenken drucken ließ. Der Brief, in dem Theodor ihm von seinem Entschluß schrieb, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden, wurde in Anthologien des 19., aber auch des 20. Jahrhunderts immer wieder abgedruckt – als Vorbild, nicht als Warnung: ‚Deutschland steht

auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, – laß mich ihr würdiger Jünger sein. – Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen ... Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken.' / Die Älteren gehen der Jugend voran. Fichte bietet sich nach sorgfältigem Abwägen des Für und Wider (den Nutzen für die Menschheit betreffend) dem preußischen Staat als eine Art Feldprediger an. Der einst des Atheismus Verdächtige verspricht echt christliche Reden, bittet sich für sein neues Amt allerdings einen Sonderstatus aus: gehorchen nämlich will er nur dem König selber. Mit vielen seiner Professorenkollegen, mit Beamten, Lehrern, Wissenschaftlern tritt er in einen ‚Landsturm‘ ein, an dessen Exerzierübungen die Karikaturisten ihre Freude haben. / Die Frauen erfüllen ihre patriotische Pflicht, ...“⁽¹⁾

Auch Günter de Bruyn kommt in seiner Jean Paul Biographie im Abschnitt „Heldentod“ auf Theodor Körners „Lied von der Rache“ zu sprechen und betont: „Als Folge der späteren Entwicklung in Deutschland wurde zur Tradition nicht der Freiheitsrausch, der das Volk beseelte, sondern schlechter Geschmack, Rohheit und die gefährliche Verbindung von Preußentum und Nationalismus – der übrigens auch schon ein bißchen Rassismus nicht fehlte.“⁽²⁾ De Bruyn weist in diesem Abschnitt auf Jean Pauls Aufsatz „Schönheit des Sterbens in der Blüte des Lebens“ (1814) hin und hält das Lob des Heldentodes für Jean Pauls Schattenseite. In seinem Aufsatz zu den *Dämmerungen* bespricht De Bruyn drei weitere führende deutsche Patrioten, nämlich Kleist, Arndt und Fichte. Fichte, der in seiner Schrift *Reden an die deutsche Nation* die Ursprünglichkeit der deutschen Sprache betont und die französische als eine bloße Anwendung des einst gestorbenen und fremden Lateins abtut, wurde von mir bereits besprochen. Ich möchte jetzt auf Kleist und Arndt näher eingehen. De Bruyn weist besonders auf Kleists „Germania an ihre Kinder“ hin.

„Alles, was ihr Fuß betreten,
Färbt mit ihren Knochen weiß.
Welchen Rab und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis,
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen ...“⁽⁴³⁾

Zu Arndt bemerkt de Bruyn: „Die Mystifizierung des Begriffs Volk und die Verachtung der Aufklärung waren bei ihm genauso zu finden wie die Verspottung der Humanität als Schwäche, die Hochschätzung des Fanatismus, die Verherrlichung des Krieges, der großdeutsche Traum (der sich bei ihm auch noch auf die Schweiz und Holland erstreckte) und der Rassendünkel.“⁽⁴⁴⁾ Hier hält de Bruyn Jean Paul jedoch für „nicht deutsch- romantisch-nationalistisch, sondern deutsch-aufgeklärt.“⁽⁴⁵⁾

3 . Jean Pauls Strategie zum Frieden

Was beim Lesen der Fastenpredigten besonders beeindruckt, ist ihr komischer Kontrast. Im predigend-diskutierenden Teil betont Jean Paul zwar die Tapferkeit im Allgemeinen, wie es auch die Patrioten gern tun. In den satirischen Geschichten aber beschreibt er die Schrecken des Krieges, die Furcht, das Weglaufen und sogar die im Krieg unvermeidliche Entleerung. Aus diesem Kontrast entsteht ein komisches, für dieses Werk typisches Bild. Es wendet sich gegen den Krieg, indem es ihn erklärt. Der diskutierende Teil ist nicht so eindrucksvoll. Im Abschnitt „Bürgerliche Ehrenlegionen oder Volkadel“ empfiehlt Jean Paul beispielsweise ein System der Belobung, um das Volk zu ermuntern. Aber eine solche Idee ist bei weitem nicht so eindrucksvoll wie die Szene, wo ein entwischter Tollhäusler „hervorsprang und so lange auf die Bombe pißte, bis er sie tot gemacht.“ (Jean Paul: Werke. Hanser. Bd.5. 1963. S.1120)

Um diesen Kontrast zu verdeutlichen, möchte ich weitere Stellen anführen. Im Abschnitt „Männlichkeit der Autoren“ hält Jean Paul wie Arndt die Männlichkeit hoch und betont: „Kein deutscher Mann beinahe schämt sich jetzo, keiner zu sein, sondern er stellt als Dintenfäß ein Lakrymatorium (Tränengefäß) hin und tunkt ein und setzt der Welt (sogar schon auf dem

Titelblatt) die Angstschweiß-Tropfen vor, die man ihm an diesem und jenem ‚schrecklichsten Jahre oder Augenblicke seines Lebens‘ ausgepreßt. Schämt ihr euch denn – eurer Unmännlichkeit nicht sowohl als – eures öffentlichen Bekenntnisses derselben nicht? Im alten Rom hätte kein Mann dergleichen gestanden. Öffentlich durfte man in Sparta nicht einmal über geliebte Leichen weinen, ausgenommen über des Königs seine. Die standhaften früheren Christen – die alten Philosophen – die Römer hatten (wie noch die kräftigen nordamerikanischen Wilden) den Grundsatz des Cartouche, welcher keinen in seinen Bund aufnahm, der nicht die Folter überstehen konnte. Der Held zeigt wohl seine Narben, aber nur der Bettler seine Wunden.“ (S.1106f.)

Wie fast alle Patrioten lobt Jean Paul zwar die alten Germanen, vergisst dabei aber auch nicht die Wichtigkeit des Heerführers: „Die Griechen nahmen früher Gallier und Deutsche für eins; wenigstens in dieser Achtung für kriegerische Jugend können wir uns mit Galliern verwechseln lassen. Wir gleichen (nur, wie gesagt, die Generale ausgenommen) wie sie den alten Katten, an welchen Tacitus dies als seltene Einsicht bewundert, daß diese das Vertrauen des Sieges nicht auf das Heer, sondern auf den Heerführer setzten; wozu eine andere Stelle desselben recht erläuternd paßt, daß die deutschen Fürsten oder Heerführer für ihren Ruhm, die Heere aber für ihre Heerführer gekämpft. Die Franzosen handeln mit Recht und Glück nach der Voraussetzung, daß der größte Verstand schon Raum habe in einem Kopfe, die Tapferkeit aber in ein paar mal hunderttausend Fäusten.“ (S.1109, Vgl.S.1148) Hier erkennen wir, dass Jean Paul die Franzosen vorurteilslos beurteilt.

An anderer Stelle schreibt er von seiner Hoffnung auf den trefflichen Fürsten: „Es ist rührend und menschheit-rühmlich, wie ganze Völker freudig schön für einen Helden sterben und noch lieber für einen kriegerischen und moralischen Helden-Fürsten zugleich.“ (S.1148)

Liest man aber die Geschichten der Satiren, entsteht ein umgekehrtes Bild. Der Heerführer namens „Ich sterbe täglich und mein Leben“ flüchtet unter dem Vorwand, beten zu wollen, in eine Kirche und läßt letztendlich niemanden im Kampf sterben. Den Beginn des Kampfes beschreibt Jean Paul folgendermaßen: „Die Ziebinge zogen um die halbe Festung herum, und nun zeigte ein zufälliger Mondblick Feind dem Feind. Schrecklicher Anblick! – Die

Geschichte meldet, daß der große Feldherr Aratus stets vor einer Schlacht einen heftigen Durchfall bekam, der so lange anhielt, bis die Schlacht in Gang gekommen. Diese unschuldige Anekdote mißbrauchte ein ziebinger Kauz, um mit ihr, und gedeckt von der finstern Regennacht, seinen Spaß glaublicher einzuleiten. Es hätten nämlich, verfocht der Kauz, beide Heere, sobald sie einander erblickt hätten, sich in ebenso viele Feldherren Aratus verwandelt; sogleich hätten beide durch Wink oder Parlamentäre, oder sonstige Zeichen (hier will es mit der Wahrscheinlichkeit schlecht fort) einen halbviertelstündigen Waffenstillstand geschlossen – während desselben hätten beide Mächte einander gebückt gegenüber gehalten, und erst nach Ablauf der Sache hätten sie sich einmütig aufgerichtet zum Angriff! – Doch zu ernstem Gegenständen!“ (S.1131)

Das Groteske des Krieges wird hier dargestellt. Diese Szene lässt sich leicht der pompösen Verherrlichung des Krieges entgegenstellen. Jean Paul exzerpierte schon früh die Anekdote von Aratus. Im Internet findet sich die folgende Stelle seiner Exzerpte:

[IIa-01-1782-1783-0188]

Der griechische Feldherr Aratus bekam allzeit vorm Anfang einer Schlacht einen Durchfall, der dauerte, bis die Schlacht in Gang gewesen.

(http://www.jean-paul-portal.uni-wuerzburg.de/aktuelle_editionen/nachlass_exzerpthefte/)

In der japanischen Übersetzung von Plutarchs Lebensbeschreibung liest sich im Abschnitt Aratus die Stelle wie eine Verleumdung gegen Aratus.

In der Satire zeigen die Soldaten keine Tapferkeit, Todesopfer sollen vermieden werden. Die pedantische Darstellung des Weglaufens ist wahrhaft jeanpaulisch: „Wenn man im Gefecht laufende Soldaten mit stehenden vergleicht, so verlieren diese insofern an Ansehen, inwiefern Raffael, welcher seinen Figuren meistens Bewegung, selten feste Stellung gab, ein Mann ist, der Schönheit kennt. Aber Schönheit beiseite! Ein anfangendes Laufen beider Heere hatte seine Gründe; und wenn unter den Waffen die Gesetze schweigen (inter arma silent leges), so gehören die Kriegsgesetze, z.B. Desertionsverbote, auch dazu. Die Ziebinger merkten nämlich, schlau genug, daß einige Diebsfheaner weiterliefen, und verschmitzt witterten sie aus, daß

diese wenigen nur ein Vortrab der übrigen wären, die in das jetzo offen gelassene untere Tor hineinstürzen wollten. Hier galts Entschlossenheit. Der ganze Ziebinger Ausfall verkehrte sich auf der Stelle in einen Gesamt-Achilles, den Homer bekanntlich wegen seines Laufens so pries. Alle liefen, rannten, flogen – die Diebsfehraner ihnen nach, aber in der Tat zu langsam und matt – und so erreichten die Ziebinger glücklich als Sieger ihr unteres Tor, ohne einen eigenen Mann verloren, oder einen fremden eingelassen zu haben. Man trank die ganze Nacht durch auf den sieghaften Ausgang.“ (S.1131f.)

Auch bei der Doppelheerschau ist die Darstellung des Weglaufens aus der Nepomuks-Kirche aufschlussreich. Das Heer läuft durch das Tor der feindlichen Hauptstadt und besetzt die Stadt. Jean Paul beschreibt den Krieg wiederum sehr pedantisch: „Jetzo aber gab der Rittmeister ohne Roßschweif dem Fürsten einen kecken Rat, wofür er ein Pascha von drei Roßschweifen zu werden verdient hätte, den nämlich, dem Feinde verächtlich den Rücken zu kehren und im Trabe davonzurennen und geradezu in dessen nur eine halbe Meile ferne Hauptstadt Kauzen einzubrechen, wenn sie offen wäre.“ (S.1172) Und an anderer Stelle heißt es: „Diese Krieglist tat ihre Wirkung; die Tiberianer schossen unbedachtsam so lange mit harten Wassern nach, bis sie sich verschossen hatten und der Feind sich verlaufen. Jetzo war an ihnen das Laufen; aber die Großlausauer Sonnen im Wassermann, griechische Statuen in nassen Gewänden, waren schon zu weit voraus, und sie marschierten um so schneller, da sie aus medizinischen Gründen sich aus dem kalten Bade ein Schwitzbad bereiten wollten. Auch schwitzte das ganze Heer; nur aber bedeutete dieser Schweiß nicht, wie nach Cicero das Schwitzen der Victoria in Cuma, die Niederlage, sondern den Namen der Göttin, die Besiegung.“ (S.1172f.)

Bei der Doppelheerschau stirbt wie in der Nepomuks-Kirche niemand: „ ,–Beim Himmel! Hübsche Vexierschlachten, wenn darin mehr Leute verwundert werden können als in einem Realkrieg in Welschland sonst im 15ten Jahrhundert, wo oft in einem Feldzuge kein Mann umkam. So hole doch der Teufel einen so unsinnigen Krieg, wobei man kaum des Lebens sicher bleibt! ‘ “ (S.1160f.) Diese Anekdote vom Welschland findet sich bereits in

der *Friedens-Predigt in Deutschland* (Vgl.S.883). Es könnte sich um Jean Pauls Lieblingsidee gehandelt haben. Hier möchte ich auch auf die folgende Stelle aus den Online-Daten der Exzerpten hinweisen.

[IIb-20-1790-0259]

Im 15 Säk. wurden die Italiener mit einander handgemein ohne zu verwunden - die vom Schlachtfeld vertrieben hatten verloren - Kanonen wurden bei Belagerungen nur auf Plätze gefeuert, worüber beide Theile vorh. eins waren - zum Sonnenauf= bis untergang, an Son= und Festtagen Stilstand. Karakt. aller Nazionen.

Jean Paul meint in den *Dämmerungen für Deutschland*: „Es ist erhaben, wenn Römer und Karthager auf einem Boden fochten, den das Erdbeben unbemerkt unter ihnen erschütterte.“ (S.976) Diese Anekdote wird zwar auch in der Nepomuks-Kirche benutzt, aber hier herrscht kein erhabenes, sondern ein eher komisches Bild, das auch an den jeanpaulischen, „bestochenen Zufall“ erinnert: „Die Krieger hingegen gingen mit einem Feuer aufeinander zu, daß sie die kleine, schon durch das Wetterglas verkündigte Erdeerschütterung – gar nicht verspürten, sondern glaubten, nur sie selber bebten, nicht die Erde.“ (S.1131) Auch diese Anekdote findet sich in den Online-Daten der Exzerpten.

[IIa-10-1787-1163]

Unt. einem Treffen der Karthager und Römer bei dem Trasimenischen See merkten beide nichts vom Erdbeben. K. 86.

Als Schlüsselszene der Satire Doppelheerschau lässt sich die Stelle sehen, in der die beiden Fürsten sich für den Krieg statt eines Zweikampfs entscheiden. Schon in den *Dämmerungen* bemerkt Jean Paul: „Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indes es besser, wenn auch nicht gut gewesen wäre, daß Millionen beschlossen hätten, und zwei gestritten.“ (S.962. Vgl. auch *Levana*, S.755.) In der Doppelheerschau aber verhält sich die Sache folgendermaßen: „Eine ganz verfluchte Wendung der Sache! dachte Maria; da ihr aber nicht auszubeugen war, so wählte er aus Glanzsucht statt des Zweikampfs – dieser schon von Junkern und Studenten abgenutzten Genugtuung – den Allkampf, den Krieg, und wollte sich, um mehr Ehre zu

haben, lieber mit zweihundert Armen als mit zweien wehren.“ (S.1166)

In der Doppelheerschau kommt es schließlich zum Wechsel der beiden Fürsten. Dies ist eine Art unblutige Revolution des Volkes. Im predigend-diskutierenden Teil dagegen betont Jean Paul die Treue des deutschen Volkes zum Fürsten. Die Zensur konnte daher das Werk nicht beanstanden. Im diskutierenden Teil heißt es: „Wenn ihr nun, ihr Fürsten, diese harmlose, rachlose, nie heuchlerische, nie meuterische Volk zu würdigen versteht, diesen Schatz von Landes-Kindern, von welchen ihr euch sicherer bewachen laßt als sich der scheue Tyrann Dionys von bloßen Kindern, – wenn ihr den seit Tacitus' Zeiten bestehenden Tugendbund eines zu keinem Lasterbunde fähigen Volkes anerkennt, aus welchem das Zwillinggestirn eines Fürstenbundes und später einer Völkerschlacht aufgegangen: wem werdet ihr vertrauen, dem mehr als tausendjährigen deutschen Tugendbunde? Oder dem Schmalzischen geheimen Rate?“ (S.1187)

In der Doppelheerschau lesen wir: „Kurz Kauzen und Großlausauer waren sämtlich nach kurzen stillen Erforschungen, welche die höhern Kriegsgewalten, die Divisions- Generale und Unterhändler, angestellt, sogleich bereit, nach Hause zu gehen und sich regieren zu lassen vom ersten besten Feind-Fürsten, der eben zu haben stände, sobald nur alles ginge wie sonst oder noch besser; die Fürsten beider eroberten Länder (dies wurde feierlich ausgemacht und untersiegelt) möchten dann in diesen als Geiseln (aber nicht als aktive wie Attlia, sondern als passive) so lange bleiben und beherrschen, als sie dürften./ Alles gelang. Jedes Heer zog nach Haus; nur jeder Fürst blieb in jeder Stadt gleichsam wie in seinem Bienenweisel-Gefängnis zurück und regierte zur Erholung hie und da. Wahrscheinlich hat darin Maria geweint, und Tiberius geflucht. Übrigens wars ein Glück, daß jedes dieser Länder, wie viele jetzige, nicht ein durch Vaterland- und Fürstenliebe fest verknüpfter Staat war, sondern nur aus lose aneinander gestellten Untertanen bestand; ein schweres, aber nötiges Meisterstück der jetzigen Politik, gleich dem Meisterstück der Böttiger, das aus lauter Faßdauben ohne Reifen bestehen muß.“ (S.1182) Allerdings weist Jean Paul auch im diskutierenden Teil auf die Tatsache eines Wechsels des regierenden Fürsten hin: „Wie oft war nicht in Europa dieser Regenten-Umtausch, und ohne Kultur-Mord!“

(S.1101)

Erich Straßner beschreibt in *Zeitung* die Situation der damaligen Presse: „Die Pressepolitik der napoleonischen Militärverwaltung 1792 bis 1814 veränderte mit ihren Maßregelungen von Verlegern und Publizisten, mit der Anweisung, Auflagennachrichten aus dem amtlichen französischen ‚Moniteur‘ zu übernehmen, mit Zwangsgründungen und Verboten das Gesicht der deutschen Zeitung.“⁴⁶⁾ In diesem Sinne kann die Kritik gegen den Moniteur im *Thronwechsel* nicht gering geschätzt werden. Auch in den *Fastenpredigten* stellt Jean Paul, geschickt die Zensur vermeidend, seine Antikriegserklärung eindrucksvoll dar. Seine Strategie zum Frieden scheint auch heute noch wirkungsvoll zu sein.

4 . Die Probleme der Journalisten

Beide Satiren setzen voraus, dass über den Krieg öffentlich berichtet wird. Während es in der Nepomuks-Kirche heißt: „Die schon aus öffentlichen Blättern bekannte Veranlassung“ (S.1112), lesen wir in der Doppelheerschau: „Aber niemand erfuhr es im Druck als die Untertanen.“ (S.1151) Je verbreiteter Presseerzeugnisse und Bücher werden, desto größer werden die Probleme der Schreibenden. Jean Paul läßt in fast allen Romanen zweitklassige Schreiber auftreten und thematisiert deren Probleme. In der Nepomuks-Kirche tritt ein Buchhändler namens Stöcklein auf, der stets Jean Pauls Einfälle aufschreibt. Das ist zum einen eine Satire gegen einen Menschen, der vom Buchhandel profitieren will, zum anderen könnte es auch eine Satire gegen sich selbst sein, da Jean Paul aus den Exzerpt-Heften ein Werk entstehen lässt. Stöcklein wird wie folgt beschrieben: „Er tat, als nähm’ er wirklich den ganzen Vorschlag – scherzhafte Züge ausgenommen – für sehr wichtig für sein Fachwerk, damit er sich niedersetzen konnte und vor meinen Augen das Hauptsächlichste niederschreiben und mich um Unterstützung seines Gedächtnisses bitten durfte; aber ich wußte wohl, daß der Kauz die Rede nur für einen Spaß ansah, der gedruckt trefflich zu gebrauchen wäre.“ (S.1129) Jean Paul und Stöcklein ist wegen des Zuschauergestrüpps die Sicht versperrt: „Der Buchhändler wurde darüber ganz toll; er mußte durchaus den Zug haben für sein Museum.“ (S.1137) Zuletzt stürzen Jean Paul und

Stöcklein auf den Boden eines Fasses: „Stöcklein wußte des Museums wegen nicht wo aus, wo ein. Er sagte: ‚Ich werde, wenn alles und der Krieg es länger treibt, am Ende ein ausgemachter Spitzbube und drucke mich und alles nach.‘ “ (S.1138)

Deshalb begründet Jean Paul vor diesem zweitklassigen Schreiber sein kurioses Urteil über schlechte Bücher und Meisterwerke: „,Versuchen Sie es, Freund Stöcklein, und setzten Sie bloß aus Spaß eine unsterbliche Ilias auf, oder wenns Ihrem Humor mehr zuschlägt, ein aristophanisches Lustspiel: glauben Sie mir, daß Sie dann mit Ihrem so köstlichen Meisterstücke unter dem Arm – das wir alle nicht genug bewundern können, und weshalb ich ordentlich vor Ihnen niederknien möchte – durch ein Jahrhundert und Volk nach dem andern kritische Spießruten oder Gassen laufen müssen – jeder frischgeborne Rezensent setzt von neuem etwas an einem so seltenen Werke aus (ich wollt’ , ich hätte den Spitzbuben bei der Hand oder bei den Haaren, bloß um einen Unsterblichen wie Sie zu rächen). Nicht etwa einmal, wie Ihre Verlagschreiber, werden Sie rezensiert, sondern ein paar tausend Mal, und fortgestochen, solange’ es Federn dazu gibt. Daher rat’ ich als guter Freund Ihnen nicht dazu, zur Unsterblichkeit.‘ “ (S.1129)

Denkt man aber an Stöcklein, so bemerkt man, dass hier eine Umkehrung stattfindet. Es geschieht nämlich ein Ereignis, das einen Bericht erfordert, denn gäbe es keinen Bericht, würde das Ereignis selbst verloren gehen. Die Schreibenden werden zuerst in der Festung von Ziebingen, dann in der Nepomuks-Kirche und schließlich in einem Fass eingesperrt. Sie sind so physisch nicht in der Lage, einen Bericht zu erstatten. Beurteilt man die Situation aber metaphorisch, so bedeutet dies, dass ein Ereignis nicht geschieht, solange davon nicht berichtet wird.

Über die Probleme der Zeitungen schreibt Erich Straßner in seiner oben erwähnten *Zeitung*: „Das Fehlen des Stimulus Zeitung ließe die Kommunikation wie das aktive Leben insgesamt erlahmen. Gäbe es keinen Themen-Input über die Zeitung, würde das Neue, neu Hinzukommende nicht geredet werden. Die Gespräche könnten sich nur auf Altbekanntes beziehen, was zu ihrer Aufgabe führte. Wenn keine Zeitung erscheint, ‚geschieht‘ nichts.“⁽⁷⁾ Übrigens erlebte ich als Student die Studentenbewegungen und

hatte damals das starke Gefühl, dass es ohne die Berichterstattung durch die Medien keine Eskalation der Studentenbewegungen gegeben hätte.

Auch Straßner betont: „Da sie [die Zeitung] überwiegend täglich ins Haus geliefert wird, ist sie ein geheimes Zucht- und Zwangsmittel, eine Dauerdroge.“⁽⁸⁾

In der Doppelheerschau treten zwei Journalisten auf, deren Opportunismus hervorsteicht. Sie haben nur ihren Profit im Auge und gewinnen „stets Ruhm und Schirm von der siegenden [Partei].“ (S.1175)

„Die ersten, welche beide Feldherren in den eroberten Residenzen vor sich kommen ließen, waren die Zeitungschreiber derselben; Tiberius machte den großblausauen, dem Herausgeber des patriotischen Archivs für Graußlausau – einem bösen Possenreißer und Mokierspieler – , bekannt, es komme jetzt nur auf ihn selber an, wie viele Prügel er sich wöchentlich erschreiben wolle, indem man ihm kein Haar krümmen würde – wobei der Schreiber, ein Krauskopf, halb lächelte, nämlich mit der linken Mundecke – , wenn er ihn und Feldzug gehörig würdige, nämlich hoch genug, und der Welt das Beste davon sage, wiewohl man ihm übrigens gern gestatte, seine satirische Kollerader gegen seine Landsleute schwellen zu lassen. Der patriotische Archivarius versetzte: , Mit Freuden, denn mir kanns einerlei sein, wen ich auslache, sobald ich mich künftig gedeckt sehe. Ein Pritschenmeister und ein Knittelversmacher wäre ja ein Stocknarr im eigentlichsten Sinne, wenn er Knittel und Stock selber fühlen wollte.‘ Tiberius versprach ihm das Fiskalat oder auch ein Polizeikommissariat in seinem Lande. – Und Schnabel (so hieß der Redner) hielt auch Farbe und Wort.“ (S.1173f.)

Es tritt dann noch ein Schreiber namens Maus auf: „Der erste Artikel des Kriegboten unter dem Titel, Kurzes Résumé des Krieges‘ (er liegt vor mir) bekränzt am meisten den Fürsten Maria als Ur- und Bewindheber des Ausgangs, und läßt die Verdienste der Schneider dahingestellt. Sein Gleichnis dabei gefällt denn doch: wie nämlich große Maler, z.B. Rubens, Raffael, sagt er, Schlachtenstücke mit Kraft entwerfen, und dann ihren Schülern das andere zur Ausführung übergeben, ohne daß darum die Stücke den Namen ihres hohen Urhebers zu entbehren hatten: so macht der Fürst den Entwurf zu einem Kriege, und lässet dann seine Schüler, die Krieger, an der Ausführung

mitarbeiten, gleichsam ein zweiter Claude-Rorrain, der den Kriegschauplatz, wie der erste die Landschaften, selber bestimmt, und die Menschen, wie dieser, von andern bestimmen läßt.“ (S.1174)

Die Drogennatur der Zeitung deutet Jean Paul mit den folgenden Sätze an: „Zuletzt aber zankten sich die Zeitungschreiber immer wilder – Schnabel setzte den gelassenen Maus ganz außer sich – Wortspiele über die Namen, z.B. sich mausig machen, oder schreiben, wie der Schnabel gewachsen, waren posttägliche Sachen – Maus ließ, so wie jener Schlachtenmaler zur Begeisterung des Pinsels Kriegsinstrumente um sich zu spielen befahl, gewöhnlich eine Trompete neben sich blasen, damit er besser in die weitere der Fama stieße – Kurz der Krieg war nun vom Festland aufs Papier gespielt, und beide Schreiber verwandelten sich zuletzt ernstlich in die Parteigänger, welche sie anfangs nur aus Schein auf fürstliches Drohen hatten spielen wollen“ (S.1179)

Zu Stöcklein spricht Jean Paul von der Nützlichkeit der schlechten Bücher und dem harten Schicksal der Meisterwerke. In der Doppelheerschau warnt Jean Paul anlässlich solcher Opportunisten vor der Verglebarkeit des philosophischen Systems. Seine Kritik gegen das Lehrgebäude der Philosophie ist geübter als die von Kierkegaard gegen Hegel: „Auf der andern Seite ist leider nicht zu bergen, daß ein solcher Schreiber mir ähnlich ist, als ich noch Philosoph war, oder andern, die es noch sind. Ich erinnere mich deutlich, daß ich als Stubengelehrter in meiner Studierstube saß und das Kantische Lehrgebäude für mich wie eine gute Loge zum hohen Licht im Kopfe trug, als ein Teufel von Buchhändler mir einen Bücherballen von Änesidemus und Fichte und andern ins Haus schickte, wovon ich schon vorher durch andere erfahren, daß der Ballen das Lehrgebäude erschütterte. ‚Jetzt um 1 Uhr bist du noch‘, sagt‘ ich auf- und abgehend, ‚glücklich und kantisch und sitztest fest und froh auf deinem kritischen Dreifuß; nun kommst auf dich an, wann du das noch eingepackte System annimmst, das dem Dreifuß die Beine abbricht.‘ Ich entschloß mich aus Vorliebe, noch die ganze Nacht zu den Kantianern zu gehören und erst am Morgen den Ballen aufzuschnüren, um später zu renegieren. Es würde Schmerzen geben, wenn ich meine Empfindung vom Lebewohl der Kritik, und wie ich diese ordentlich noch

einmal glaubend überlief unter dem Aufschnüren, malen wollte. Was half mirs aber, daß ich wieder ein gutes Lehrgebäude am Fichtischen Universitätgebäude und Sakramenthäuschen bekam und darin mich als Mietmann setzte, als gar zu bald ein Schellingscher Ballen einlief! – Ich sagte aber trotzig: , Dieses neue System will ich noch annehmen, und zum Überflusse hernach das, welches wieder jenes umwirft; aber dann soll mich der Henker holen, wenn ich – bei meinem Ordinariat philosophischer Fakultäten – es nicht anders mache.‘ Aber ich mach’ es auch jetzo anderes: ich lasse gewöhnlich sechs oder acht Systeme zusammenkommen und lese das widerlegende früher als das widerlegte und weiß mich also durch dieses Rückwärts-Lesen – wie die Hexen mit dem Rückwärts-Beten des Vaterunser bezaubern – so glücklich zu entzaubern, daß ich jetzo, wenn ich mir nicht zuviel zutraue, vielleicht der Mann bin, der gar kein System hat.“ (S.1175f.) Auch im diskutierenden Teil bezeichnet Jean Paul ein System kritisch „als ein erweitertes Fragezeichen.“ (S.1080)

Auf diese Weise erahnt Jean Paul zwar die Probleme der Zeitung, betont aber schließlich als Mann der Aufklärung die Wichtigkeit der Presse: „Denn unter allen geistigen Erhebungen des Volks gibt es, außer dem Kriege für das Vaterland, nichts im Frieden außer der Presse, welche einmal in einem größern Königreiche beinahe die Landstände ersetzte, nichts weiter als diese selber frei, vollständig und ausgewählt.“ (S.1191)

Anmerkungen

- 1) Ursula Naumann: *Charlotte von Kalb*. Metzler. 1985. S.278f.
- 2) Günter de Bruyn: *Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter*. S.Fischer. 1975. S.298.
- 3) Günter de Bruyn: *Dämmerungen, Jean Paul und Politik*. Sinn und Form. 1986. S.1150.
- 4) Ebenda. S.1151
- 5) Ebenda. S.1150
- 6) Erich Straßner: *Zeitung*. Niemeyer. 1999. S.80.
- 7) Erich Straßner: Ebenda. S.23f.
- 8) Erich Straßner: Ebenda. S.66.